

Christa Müller

Interkulturelle Gärten – Urbane Orte der Subsistenzproduktion und der Vielfalt

veröffentlicht in: *Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften - Die "grüne" Stadt – urbane Qualitäten durch Freiraumentwicklung*, 1/2007, S. 55-67, Berlin

Abstract

Städtische Eigenversorgung ist auch in den reichen Ländern des Nordens wieder auf dem Vormarsch. Sie ermöglicht nicht nur den Zugang zu gesunden Lebensmitteln und sinnvollen Tätigkeitsfeldern, sondern schafft auch Raum für das bürgerschaftliche Engagement von unterprivilegierten Menschen im Themenfeld der nachhaltigen Stadtentwicklung. In Deutschland machen seit einigen Jahren die *Interkulturellen Gärten* Furore. Sie gelten deshalb als erfolgreiche Integrationsprojekte, weil sie zu Partizipation anregen und Gestaltungsmacht verleihen. Denn nicht nur der Boden muss umgepflügt und neu gestaltet werden, sondern auch die heterogene soziale Gemeinschaft, und darüber hinaus der Stadtteil, in dem der Garten liegt. Diese konzentrische Bewegung von innen nach außen, die an die Zeit- und Raumvorstellungen der urbanen Gärtner/innen anknüpft, ist ein Integrationsprozess im genuinen Sinne, in dem die Akteure ihre Wirklichkeit mit Anderen verhandeln und sich das dabei entstehende Neue aneignen.

Subsistenzproduktion in der Stadt – diese Begriffskombination klingt auf den ersten Blick wie ein Widerspruch in sich. Großstädte, mit den Worten des Soziologen Georg Simmel charakterisiert durch Verhältnisse zwischen „Fremden, die einander auf distante und gleichgültige Weise im öffentlichen Raum begegnen“, gelten geradezu als Gegenmodelle ländlicher Regionen, in denen die Menschen sich kennen, miteinander vertraut und womöglich auch ökonomisch aufeinander verwiesen sind. Fließende Übergänge zwischen diesen beiden Polen gesellschaftlicher Organisation erscheinen in der dichotomen Denkweise, die die „Moderne“ trennscharf von der „Tradition“ zu unterscheiden weiß, als historisch längst überwunden. Kurz: Die Subsistenzproduktion gehört aufs Land und hat in der modernen Großstadt nichts zu suchen.

Aber spiegelt eine solche modernisierungstheoretische Sichtweise tatsächlich die Realität wider? Heute werden in den Geisteswissenschaften, insbesondere in der aktuellen Zivilisationstheorie, zunehmend Stimmen laut, die die Moderne als eine Art kumulierte Zeit charakterisieren, als eine Zeit, in der vorangegangene Epochen keineswegs überwunden, sondern vielmehr höchst lebendig und präsent sind. Hartmut Böhme bringt es so auf den Punkt: „Die Moderne setzt sich zwar aller Geschichte entgegen (sonst wäre sie nicht modern); doch zugleich verkörpert sie, mehr als andere Epochen, die Gegenwart aller Zeiten (sonst wäre sie nicht).“ (Böhme 2006, S. 29)

Auf die Ebene des konkreten Raums bezogen bedeutet eine solche „andere Theorie der Moderne“, dass das weltweit zu beobachtende Phänomen der landwirtschaftlichen Nutzung städtischen Bodens nicht als widersprüchliches bzw. unzeitgemäßes, sondern vielmehr als ein „authentisches“ und damit im genuinen Sinne urbanes Phänomen gedeutet werden kann. Zumal gleichzeitig die Verstädterung nicht nur auf der mentalen und kulturellen Ebene, sondern eben auch auf der materiell-räumlichen Ebene mit einem rasanten Tempo weiter voranschreitet, so dass man sich fragen kann, ob es überhaupt noch gerechtfertigt ist, von der Existenz eines Phänomens wie der „Provinz“ zu sprechen. Neuere Stadtsoziologen gehen sogar so weit, dass sie die Geschichte der Urbanisierung für beendet erklären – für sie gibt es nur noch Stadt. Überall auf der Welt. Die Rede ist von einer „Transnationalisierung urbanen Lebens“ (Eckardt 2004, S. 10).

Bei allem Unbehagen, das einen angesichts der Totalisierung der Verstädterung ergreift – auf der Grundlage eines komplexen Verständnisses der Urbanisierungsprozesse können scheinbar gegenläufige Phänomene wie die urbane Subsistenzproduktion im Spektrum gesellschaftlicher Trends neu verortet werden. Auch die soziale Wirklichkeit zeigt, dass die Zeiten der häufig verächtlichen Abwendung von I versorgungsökonomischen Aktivitäten als

distinktive Abstoßbewegung von „der Vergangenheit“ vorbei zu sein scheinen. Im Gegenteil werden Subsistenzaktivitäten wie die Kleinstlandwirtschaft auch und gerade in der Stadt mehr und mehr zum „Lifestyle-issue“ eines jungen, urbanen Milieus, für das Autonomie nicht nur politisch reklamiert, sondern auch materiell erfahren werden will (vgl. Baier/Müller/Werner 2007).

Das ist die eine Seite. Die andere Seite der urbanen Subsistenzproduktion ist ihre Funktion als Versorgungsinstanz, die auf Selbsthilfe und Empowerment basiert und in vielen Städten der Welt den versagenden Staat und den ebenso häufig versagenden Markt als Allokationsinstanzen ersetzt. Das zeigen Tausende von Huertas Comunitarias im krisengeschüttelten Buenos Aires ebenso wie mehrere hundert Community Gardens in New York City oder Toronto (vgl. Arndt/Haidle 2004, Rosol/Weiß 2005, Meyer-Renschhausen 2004). Für städtische Arme – in den Metropolen der Länder des Südens wie des Nordens – ist wohnortnahe Gartenwirtschaft immer schon auch eine Möglichkeit gewesen, günstig an hochwertige Lebensmittel zu kommen.

So sind z.B. die Community Gardens in der kanadischen Stadt Toronto in ein Netzwerk von Organisationen eingebunden, das sich mit der Bekämpfung des Hungers befasst. Wie die Berliner Stadtplanerinnen Marit Rosol und Julika Weiß in einer Studie über die kanadischen Community Gardens feststellen, liegt die Ursache für Hunger in dem nordamerikanischen Land nicht in der Nahrungsmittelknappheit, sondern in den fehlenden Geldmitteln einer wachsenden Zahl von ökonomisch Unterprivilegierten. Niedrige Löhne, hohe Mieten und der massive Abbau von Sozialleistungen führen dazu, dass immer mehr Menschen mitten in einem der reichsten Länder der Welt Hunger leiden. Gerade die Personen mit sehr geringen Einkünften zahlen im Vergleich die proportional höchsten Mieten – das, was übrig bleibt, reicht oft nicht aus für Lebensmittel:

„Die Non-Profit-Organisationen beklagen, dass Arme vor der zweifelhaften Wahl stehen: ‚Pay the rent or feed the kids‘ (‚die Miete bezahlen oder die Kinder ernähren‘). Dass dies keine medienwirksame Übertreibung ist, zeigt eine Studie der Ontario Food Bank Association: 65 % der Food Bank-Kunden geben mehr als 65 % ihres Einkommens für Mietkosten aus (Food and Hunger Action Committee 2001).“ (Rosol/Weiß 2005, S. 5) Community Gardens sind also ein zunehmend genutztes Mittel zur Bekämpfung des Hungers. Allerdings warnen die Forscherinnen zu Recht davor, sie als Ersatz für eine soziale Grundsicherung zu instrumentalisieren.

Auch in großen Städten des Südens wie Nairobi oder Havanna wird ein erheblicher Teil der zur Versorgung notwendigen Lebensmittel auf städtischem Gebiet angepflanzt; für den Eigenbedarf und gezielt für die Bestückung der lokalen Märkte (vgl. Bakker u.a. 2000). Dort, wie auch in London oder Los Angeles sowie an unzähligen weiteren Orten auf der Welt stellen NGOs, aber auch städtisch-staatliche Einrichtungen den Gärtnerinnen und Gärtnern eine Infrastruktur zur Verfügung, regen Bildungsaktivitäten an, vernetzen die Projekte untereinander und organisieren den Transfer von Wissen.

Solche Einrichtungen, wie etwa „GreenThumb“, eine Unterabteilung der New Yorker Behörde für Parks und Erholung, oder auch die landesweite Dachorganisation „American Community Gardening Association“, sind in den USA als Resultat einer Politisierung der Community Garden-Bewegung zu verstehen, die ihren Anfang in den 70er Jahren nahm. In New York waren es die – häufig durch Brandstiftung entstandenen – städtischen Brachen in heruntergekommenen und abgeschriebenen Stadtvierteln, die durch das Engagement der Armen zu innerstädtischen Oasen wurden und als Ausgangspunkte für eine Wiederbelebung des Viertels fungierten – was sie dann paradoxerweise in Gefahr brachte, in den nunmehr attraktiveren, weil begrünten und sozial friedlicheren Gegenden wieder als interessante Bebauungsflächen zu gelten (vgl. Meyer-Renschhausen 2004, S. 145ff.).

Hunderte von New Yorker Community Gardens wurden in den Hochzeiten der neoliberalen Stadtpolitik in den Neunzigern dem Erdboden gleichgemacht und neu bebaut. Trotzdem sind sie heute nicht mehr aus der US-amerikanischen Stadtpolitik wegzudenken. Mittlerweile haben alle großen Städte erkannt, dass die Gärten nicht nur Armut lindern, sondern auch Stadtviertel begrünen, die Luftqualität verbessern und Raum schaffen für das bürgerschaftliche Engagement von unterprivilegierten Menschen.

Interkulturelle Gärten

In Deutschland machen seit Mitte der neunziger Jahre die Interkulturellen Gärten Furore. In diesen, für die bundesdeutsche Projektlandschaft neuen Sozialräumen wird neben den Aspekten der städtischen Erholung und der Versorgung mit ökologischem Obst und Gemüse noch ein weiterer sehr bewusst fruchtbar gemacht: interkulturelle Kommunikation und Integration auf der Basis eines ressourcenorientierten Ansatzes.

Die Bewegung der Interkulturellen Gärten in Deutschland nahm ihren Anfang denn auch nicht zufällig in einem Migrationszentrum. Dort saßen 1995 bosnische Flüchtlingsfrauen, die in Göttingen auf das Ende des Krieges in ihrer Heimat warteten. Frauen, die es nicht gewohnt waren, in unproduktiver Weise herumzusitzen, und die ihre großen Gemüsegärten vermissen. Gemeinsam mit dem äthiopischen Agraringenieur Shimeles machten sie sich auf die Suche nach einem geeigneten Grundstück, um auch im Exil pflanzen und ernten zu können. Eine Erfolgsgeschichte begann (Müller 2002, Shimeles 2002). Heute gehören dem von der Stiftung Interkultur koordinierten „Netzwerk Interkulturelle Gärten“ allein in Deutschland bereits mehr als 60 solcher Gartenprojekte an; eine ungefähr gleiche Anzahl befindet sich im Aufbau (Stand: Frühjahr 2007; www.stiftung-interkultur.de).

In Interkulturellen Gärten kultivieren MigrantInnen aus allen sozialen Schichten – und auffallend häufig mit Fluchthintergrund – gemeinsam mit Deutschen Obst und Gemüse, tauschen Saatgut und Zubereitungsformen aus, bauen gemeinsam kleine Gemeinschaftshäuser aus Holz und Brotöfen aus Lehm, kochen, grillen und feiern zusammen. Die gemeinsame Bearbeitung des Bodens, die vielen erstmals in Deutschland ermöglicht, ihr Wissen und ihr Können in einer internationalen Öffentlichkeit zum Einsatz zu bringen, schafft zugleich ein Lernfeld, das über das Pflanzen und Ernten von Gartenfrüchten weit hinausgeht. Heute gehören zum Repertoire eines „gut sortierten“ Gartens, auch und vor allem in den Wintermonaten, Sprach- und Computerkurse, künstlerische und handwerkliche Aktivitäten, Sport, Theaterworkshops, interkulturelle Umweltbildungsarbeit, die Vernetzung im Stadtteil, Musik, Vortrags- und Beratungstätigkeiten, vielfältige Angebote für Kinder, Fortbildungen in Ernährungs- und Gartenthemen sowie Betriebsbesichtigungen und Exkursionen.

Interkulturelle Gärten sehen anders aus als die gemeinhin bekannten, traditionellen Kleingartenanlagen. Gartenhäuschen finden sich in der Regel höchstens eins pro Projekt, und auf Kante geschnittene Hecken fehlen hier ebenso wie umzäunte Parzellen. In Interkulturellen Gärten dominieren eher unauffällige Grenzziehungen zwischen den 10 bis 80 Quadratmeter großen Beeten. Manchmal sind sie durch Schuhe markiert, manchmal durch Schnüre, häufig aber einfach nur durch unterschiedliche Pflanzensorten und das Wissen um die jeweiligen Nachbarn. Zäune werden selten, und wenn, dann nur gezogen, um sich vor Kaninchen, Hunden und manchmal auch vor jugendlichen Randalierern aus dem Stadtviertel zu schützen.

Neben den Privatparzellen existieren in allen Gärten größere Gemeinschaftsflächen, auf denen Feuerstellen zu finden sind, mal ein Holzhaus, Spielgeräte, vielleicht ein Bauwagen für die Kinder und an privilegierten Standorten sogar ein Treibhaus, in dem Pflanzen vorgezogen und auch winterfestes Gemüse für den Marktstand angebaut werden können. Die Gemeinschaftsflächen sind wichtig für den Austausch untereinander, zum Essen und Trinken, zum Spielen und auch für Feste, zu denen die GärtnerInnen regelmäßig ihre Gäste einladen.

In Interkulturellen Gärten sieht man mehr Frauen als Männer. Weil Gartenarbeit in vielen Teilen der Welt eine weibliche Domäne ist, gestalten in den Gärten meistens die Frauen die Flächen und das soziale Miteinander. Sie tun dies nach ihren eigenen Vorstellungen, und das ist nicht der einzige Grund, warum gerade Frauen von einem Garten profitieren. Es beginnt beim Gebrauch der deutschen Sprache, die alle praktizieren müssen, weil sie der kleinste gemeinsame Nenner ist. Außerdem kommen die Frauen mit ihren Kindern aus den oft beengten Wohnungen heraus; die Gärten werden als eine willkommene Erweiterung des Handlungs- und Gestaltungsraums gesehen. Sie tragen nicht nur zum Familieneinkommen bei, hier kann man auch andere Frauen treffen und die eigenen Erfahrungen, Sorgen und Freuden mit ihnen teilen. Damit stärken viele Frauen ihr Selbstbewusstsein, was ihnen in der Konfrontation mit der eigenen Familie ebenso hilft, eine Position zu beziehen wie in der

Auseinandersetzung mit der rasanten gesellschaftlichen Entwicklung, die ihnen in geballter Form meist in Form des Medienkonsums ihrer Kinder entgegenschlägt.

Aufwachsen im Garten

Nicht zuletzt aus diesem Grund sind viele der beteiligten Eltern froh, dass Interkulturelle Gärten auch zahlreiche Möglichkeiten für Kinder bieten. In vielen Projekten verfügen die Kinder über ihre eigenen Beete. Auch sie lernen Verhandlungen zu führen über Grund und Boden, deuten komplexe Wechselspiele zwischen Tieren, Pflanzen und Menschen, beobachten Naturprozesse und nehmen an Exkursionen in den Wald, zu Bauernhöfen oder in Umwelteinrichtungen teil. Kinderaktivitäten in Interkulturellen Gärten basieren ähnlich wie die Aktivitäten der Erwachsenen auf Eigeninitiative und auf der Verknüpfung mitgebrachten Wissens mit neuen Erfahrungsfeldern.

Im Garten wachsen nicht nur Pflanzen. Eine Göttinger Schülerin, die in den Internationalen Gärten Göttingen groß geworden ist, bezeichnet es als ein „großes Glück“, dass ihre Mutter diesen Ort mitgeschaffen hat. Er gab ihr die Möglichkeit, ihre in alle Winde zerstreute Herkunftsfamilie neu zusammenzustellen:

„Ich bin im Garten, seit ich drei oder vier war. Ziemlich alle, die Mitglieder sind in den Internationalen Gärten Göttingen, sind meine ‚Tanten und Onkel‘. Es ist wie ein zweites Zuhause. Man sieht sich hier immer wieder. Wenn wir durch die Stadt gehen, dann merkt man schon, dass mich viel mehr Leute kennen, die mich anlächeln oder mich begrüßen oder stehen bleiben und mit mir sprechen. Und die meisten kennen mich aus dem Garten.“

Die internationale Wahlverwandtschaft ersetzt nicht nur Familie, sie ermöglicht auch neue Erkenntnisse; z.B. darüber, was es für Flüchtlinge in Deutschland bedeutet, sich selbst versorgen zu können, Überschüsse zu verschenken, sich auch als Gebende wahrzunehmen, statt, wie sonst oft üblich, auf Zuteilung angewiesen. Auch mal Überfluss erleben und verfeiern zu können, statt immer nur mit knappen Mitteln wirtschaften zu müssen. Die Göttinger Schülerin lernt früh den Unterschied schmecken zwischen Selbstgemachtem und Gekauftem, zwischen hochwertigem Biogemüse und weit gereister Supermarktware. Sie erfährt die Bedeutung des Zubereitens von Mahlzeiten im öffentlichen Raum, sie lauscht den Geschichten, die über Zucchini und Postelein, über Kichererbsen und Pfefferminze erzählt werden. Erzählungen der Kindheit, Lieder der vielen Heimaten, die in den Gärten kurzfristig wiederaufblühen. Schöne Lieder. Traurige Lieder.

Was tun Migrantenkinder, denen diese Möglichkeiten fehlen? Die die Stimmen ihrer Eltern im öffentlichen Raum als nicht resonanzfähig wahrnehmen? Die ihre womöglich erwerbslosen Eltern als abwartend, unproduktiv oder unausgelastet erfahren? Als Eltern, die vergeblich auf ihre Chance warten. Welche Vorbilder formen sich in den Köpfen dieser Kinder und welchen Wert schreiben sie ihrer Herkunft zu?

Auch wenn Interkulturelle Gärten keine Erwerbsarbeitsplätze bieten; sie geben zumindest vielen die Möglichkeiten, wieder für sich selbst und andere zu sorgen – und auch einen Beitrag darüber hinaus zu leisten – z.B. zur Zukunft unserer Städte. Nicht zuletzt die diskursive Verortung vieler Interkultureller Gärten in den Bereichen der Nachhaltigen Stadtentwicklung, der Ökologie, der Integration oder im Themenfeld Gesundheit und Ernährung lässt viele der Gärtnerinnen und Gärtner erkennen, dass sie nicht nur etwas für sich selber tun. So beschreibt eine kurdische Gärtnerin, dass ihr Engagement im Verein ihr ermöglicht, sich für andere Menschen einzusetzen und sie darüber ein für sie sinnerfülltes Leben führen kann:

„Wenn wir nur an Industrie und an Geld machen denken, bringt uns das am Ende gar nichts. Wir kommen an eine Stelle, wo es alles gibt, aber es gibt kein Leben mehr. Die Natur ist das Leben. Ich bin stolz, dass ich in einem Verein aktiv bin, der sich um brachliegende Grundstücke kümmert und der sie dann bearbeitet anstatt dieses Bauen, Bauen, Bauen ohne Ende. Und dass durch unsere Arbeit die Mitglieder selbst, zumindest im Sommer, reines Gemüse, nicht gespritztes, ernten können. Das ist sehr, sehr wichtig. Die meisten könnten sich Biogemüse und -obst sonst gar nicht leisten.“

Die GärtnerInnen kommen aus allen Teilen der Welt; in manchen Projekten sind mehr als 20 verschiedene nationalstaatliche Hintergründe zu finden. Die Vielfalt ist gewollt: Die meisten Gartenprojekte schreiben sich in ihre Statuten, dass möglichst viele nationale und auch

soziokulturelle Hintergründe vertreten sein sollen, damit es nicht zu kulturellen Dominanzen einer Gruppe kommt. Denn ein Phänomen lässt sich in jedem Garten beobachten: Alle möchten am liebsten die Menschen in den Garten holen, die ihnen nahe stehen – und das sind nun mal häufig Angehörige der eigenen ethnischen Gruppe.

Die begleitende Forschungsarbeit der Stiftung Interkultur macht deutlich, dass es im Netzwerk mittlerweile ein breites Spektrum an organisatorischen und inhaltlichen Eigenarten gibt. Jedes der Gartenprojekte bildet dabei seinen eigenen Schwerpunkt heraus: Manche legen ihn auf die Entwicklung interkultureller Methoden in der Umweltbildungsarbeit, andere spezialisieren sich auf die therapeutische Arbeit mit traumatisierten Bürgerkriegsflüchtlingen und wieder andere bemühen sich um berufliche Qualifizierung und den Aufbau von Kleinstunternehmen im Bereich Gartenbau und Catering.

Nicht in allen Interkulturellen Gärten sind die Initiatoren die Migranten selbst; häufig ergreifen auch Stadtteilinitiativen, kirchliche Gruppen oder engagierte Privatleute die Initiative. Auch die Motivlagen für die Gründung eines Interkulturellen Gartens sind von Projekt zu Projekt verschieden. Mancherorts ist die Wiederbelebung eines alten Schulgartens der Auslöser, woanders der Wunsch, Freiräume speziell für muslimische Frauen und Kinder zu schaffen, und wieder woanders die Motivation, die Heilkräfte eines Gartens zu nutzen, eine Trabantenstadt zu begrünen oder produktive Beschäftigungs- und kreative Begegnungsmöglichkeiten in der Großstadt zu schaffen.

So vielfältig wie die Motivlagen sind auch die Organisationsformen, die die Unterschiede im Selbstverständnis der einzelnen Projekte spiegelt. Zwar orientieren sich einige der jüngeren Projekte an den Erfahrungen z.B. der basisdemokratisch organisierten Internationalen Gärten Göttingen. Letztlich entwickelt jedoch jedes Projekt seine Form selbst. Das Spektrum ist breit: So gründen einige Initiativen als erstes einen gemeinnützigen Verein (die Stiftung Interkultur stellt im Rahmen ihrer Praxisberatung eine Mustersatzung zur Verfügung), andere gehen aus bereits eingetragenen Vereinen hervor oder kooperieren mit solchen und integrieren dann das interkulturelle Gartenprojekt unter dem existierenden Dach. Wieder andere Initiativen verzichten zunächst ganz auf einen formell festgeschriebenen Rahmen.

Der Ansatz: Partizipation – Empowerment – Ressourcenorientierung

Die Vereinsgründung erweist sich meistens als der Königsweg. Nicht nur, weil der Verein es den Projekten ermöglicht, Gelder einzuwerben. Die juristische Person Verein und die Satzung, die sich die Gartenmitglieder selbst geben können, ist auch ein Garant für Mitbestimmung und Partizipation; zwei zentrale „Nebenwirkungen“ der gemeinsamen Gartenarbeit. Dafür die bürokratische Hürde Vereinsgründung zu nehmen, lohnt sich meistens. Die überzeugende Praxis in vielen Projekten, was Fragen der Beteiligung, aber auch der Konfliktschlichtung und der Aktivierung betrifft, ist denn auch der Grund dafür, warum auf der Suche nach überzeugenden Integrationskonzepten der ressourcenorientierte und auf Inklusion setzende Ansatz der Interkulturellen Gärten zunehmende Aufmerksamkeit erhält.

Deutschland ist ein Einwanderungsland. Nach langen Jahren des Abwartens, Schweigens und Nichtstuns ist diese Erkenntnis nun nach und nach in alle gesellschaftlichen Segmente eingesickert. Neben der neuen Selbstdefinition stellt sich jetzt allerdings die Frage nach ihrer konkreten Gestaltung. Was ist zu tun, um den Anforderungen einer pluralen Gesellschaft gerecht zu werden? Wie kann man wachsende Vielfalt erkennen, wertschätzen und moderieren, und dabei immer wieder Elemente einer gemeinsamen Basis herstellen und fördern? Diese Maxime gilt mehr denn je in Zeiten, in denen insbesondere auf eine Institution kein Verlass mehr ist, die jedoch in der Vergangenheit der zentrale Ort für Integration gewesen ist: die lebenslange, identitätsstiftende und sozial absichernde und hochgradig inkludierende Institution der Erwerbsarbeit.

Die zunehmende Prekarisierung von formellen Arbeitsverhältnissen geht mit einem zunächst gegenläufig erscheinenden Trend einher: Die bislang kaum wahrgenommenen informellen Lebens- und Arbeitswelten, die parallel zum formellen Arbeits- und Gütermarkt immer schon existiert haben, erhalten heute eine wachsende Bedeutung für Identitätsbildungsprozesse sowie für gesellschaftliche Inklusionsprozesse. Diese Prozesse, und das ist wichtig zu betonen, werden zunehmend nicht mehr nur für MigrantInnen Relevanz entfalten, sondern

auch für die wachsende Zahl „eingesessener“, jedoch zugleich in der steten Gefahr der Exklusion stehender Bevölkerungsteile.

Die soziale Praxis in den Interkulturellen Gärten zeigt, dass es Sinn macht, Integrationskonzepte zu entwickeln und zu erproben, die die Zuwanderer von Anfang an und als gleichberechtigtes Gegenüber einbeziehen. Dabei steht nicht die „Verwahrung“ der Leute in multikulturellen Teestuben oder das „Besprechen“ problembeladener Alltagskontexte im Mittelpunkt, sondern vielmehr das gemeinsame Tätigsein und die Gestaltung des unmittelbaren Umfeldes. Das ist im Falle der Gärten zunächst einmal der Boden, der umgepflügt und neu bepflanzt werden muss. Gestalten muss man aber auch die heterogene soziale Gemeinschaft, die sich auf dem Grundstück zusammenfindet – und darüber hinaus den Stadtteil, in dem der Garten liegt. Diese konzentrische Bewegung von innen nach außen, die den Zeit- und Raumvorstellungen der am Projekt Beteiligten entspricht, ist im genuinen Sinne ein Integrationsprozess, in dem alle Beteiligten ihre Wirklichkeit mit Anderen verhandeln und sich das dabei entstehende Neue aneignen. Ressourcen in Form von Erfahrungswissen, sozialen Kompetenzen und der Bereitschaft zum Lernen erhalten einen neuen Ort – und werden im Moment ihrer Neuverknüpfung, z.B. mit der hiesigen Umweltdebatte, einem Veränderungsprozess unterzogen. Das bedeutet, das Anknüpfen an das Zurückgelassene unterliegt im Moment seiner Realisierung selbst einem sozialen Ausdifferenzierungsprozess, der die Form eines Integrationsprozesses annimmt. Dessen Erfolgskriterium wiederum ist der Grad an Mitgestaltung, und zwar ohne dass sich die Beteiligten genötigt fühlen, und das scheint die eigentliche Schwierigkeit in vielen „Integrationsmaßnahmen“ zu sein, ihre unterschiedlichen Identitäten aufzugeben, wie es z.B. das Assimilationskonzept fordert.

Vielmehr geht es darum, in einem subtilen Kommunikationsprozess die eigenen Identitäten neu zu verknüpfen und mit anderen auszuhandeln. Womöglich genau aus diesem Grund sind Interkulturelle Gärten keineswegs nur für Menschen mit agrarkulturellem Hintergrund attraktiv; im Gegenteil; sie ziehen ehemalige Bauern ebenso an wie städtische Intellektuelle. Hier treffen unterschiedliche Sprachen, aber auch unterschiedliche Klassenlagen und politische Orientierungen aufeinander. Vielfalt ist eben nicht auf ethnische Vielfalt zu reduzieren; Konflikte sind dabei vorprogrammiert. Die diffizile Aufgabe, die sich in den Projekten stellt, besteht darin, Gemeinsames zu entdecken. Deshalb funktioniert kein Garten „einfach so“. Die Menschen, die auf künstliche Weise „zusammengewürfelt“ wurden, finden nicht ohne weiteres zueinander. Aber der Rahmen erleichtert das ambitionierte Vorhaben: Gemeinsam ein Stück Land gestalten, das Eigene wachsen sehen und ins Verhältnis zum Anderen setzen, sich austauschen über das Wachstum der Pflanzen wie über die eigenen Fort- und Rückschritte, das sind die großen und kleinen Möglichkeiten, die ein Garten bietet.

Stiftung Interkultur – internationale Vernetzungs- und Koordinierungsstelle

Auf nicht vorhersehbare Weise verbreitet sich die Idee von Interkulturellen Gärten in Deutschland – und mittlerweile auch in vielen Ländern Europas. So wurden die Internationalen Gärten Göttingen im Frühjahr 2007 von der Sustainable Development Commission der Stadt London (LSDC) als eins von acht international recherchierten Beispielprojekten ausgewählt, die die zukünftige Gestaltung der Stadtpolitik inspirieren soll. Die Stiftung Interkultur hatte in ihrer begleitenden Arbeit schon früh intensive Kontakte nach Großbritannien, zum britischen Black Environment Network, aber auch zur Bewegung der Community Gardens in den USA aufgenommen.

Ausführliche Berichterstattung in internationalen, regionalen und überregionalen Printmedien und TV-Sendern sowie eine wachsende Zahl wissenschaftlicher Publikationen, die die Stiftung Interkultur im Forschungsnetzwerk Interkulturelle Gärten koordiniert, rücken die Mikrowelten Interkultureller Gärten ins Blickfeld. Wenige Jahre nach Aufkommen der Idee gibt es heute Stadtverwaltungen, die sich die Förderung Interkultureller Gärten auf die Fahnen schreiben (in Berlin existiert z.B. ein Senatsbeschluss, auf deren Grundlage die Bezirksämter Flächen ausweisen und eine Erstausrüstung mit Geräten und Materialien bereit stellen), und auch Agenda-Gruppen, Umweltverbände, die Stadt- und Landschaftsplanung, das Quartiersmanagement oder kirchliche Einrichtungen wie Diakonie oder Caritas haben die neuartigen Sozialräume entdeckt.

Die Stiftung Interkultur als bundesweite Koordinierungsstelle des Netzwerks Interkulturelle Gärten berät die unterschiedlichen Akteure bei der Einrichtung von Gärten, stellt Erfahrungswissen aus anderen Projekten in komprimierter Form zur Verfügung, gibt Infobriefe heraus, organisiert den Wissenstransfer in Politik und Wissenschaft, publiziert die Ergebnisse ihrer Forschungsarbeit in eigenen und Fachmedien, fördert die Projekte finanziell und veranstaltet Vernetzungstreffen und Tagungen. Derzeit führt die Stiftung Interkultur auch eine europäische Lernpartnerschaft im Rahmen des EU-Programms Grundvig durch. Das immens wachsende öffentliche Interesse ist berechtigt: Interkulturelle Gärten gelten heute schon als richtungweisend, was die in ihnen konsequent angewandte Methodik des Empowerment und der Ressourcenorientierung betrifft. Mit dieser Methodik lassen sich auch in anderen Kontexten Integrationseffekte erzielen. Interkulturelle Gärten regen an zu Partizipation und verleihen Gestaltungsmacht – auf die Dauer werden das die zentralen Pfeiler einer inklusiven und pluralen Migrationsgesellschaft sein, die erst durch die Aktivierung aller ihrer Mitglieder zu Realität wird.

Literaturverzeichnis

Arndt, Christoph/Haidle, Isabella (2004), Urbane Gärten in Buenos Aires, Diplomarbeit an der Technischen Universität Berlin.

Baier, Andrea/Müller, Christa/Werner, Karin (2007), Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes, München.

Bakker, Nico/Dubbeling, Marielle/Gündel, Sabine u.a. (Hrsg.) (2000), Growing Cities, Growing Food. Urban Agriculture on the Policy Agenda, Feldafing.

Böhme, Hartmut (2006), Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne, Reinbek.

Eckardt, Frank (2004), Soziologie der Stadt, Bielefeld.

Meyer-Renschhausen, Elisabeth (2004), Unter dem Müll der Acker. Community Gardens in New York City (Hg. Stiftung Fraueninitiative), Königstein/Ts.

Müller, Christa (2002), Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse, München.

Müller, Christa/ Werner, Karin (2003), Stiftung Interkultur. Ein neues Modell für ökologische und transkulturelle Kooperation, in: Elsner, W./Biesecker, A. (Hrsg.): Neuartige Netzwerke und nachhaltige Entwicklung. Komplexität und Koordination in Industrie, Stadt und Region. Frankfurt/M., S. 309-323.

Shimeles, Tassew (2002), Projekt Internationale Gärten. Ein Beitrag für sozialen Frieden, in: Orth, Gottfried (Hrsg.): Die Erde - lebensfreundlicher Ort für alle. Göttinger Religionsgespräch 2002 zur Umwelt- und Klimapolitik. Münster, S. 79-88.

Rosol, Marit/Weiß, Julika (2005), Community Gardens in Toronto und Seattle – interkulturell, ökologisch und ernährungssichernd. SI-Skripte zu Migration und Nachhaltigkeit Nr. 1, München.

Simmel, Georg (1992), Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung, Frankfurt/M.